

Interview mit Markus Mauthe

Herr Mauthe, seit 30 Jahren sind Sie mit ihrer Kamera unterwegs und bringen faszinierende Bilder aus den verschiedensten Lebensräumen unserer Erde mit. Diesmal haben Sie vor allem Menschen in den Fokus Ihrer Arbeit gerückt und es sich zum Auftrag gemacht, Indigene Gemeinschaften zu porträtieren. Wie kam es zu diesem Vorhaben?

Tatsächlich lag der Schwerpunkt meiner Arbeit in den vergangenen Jahren darauf, die Vielfalt und Schönheit der Natur abzubilden. Ich habe beispielsweise sehr viel in Wäldern gearbeitet. Meine Fotos habe ich immer gezielt genutzt, um auf die Veränderungen hinzuweisen, denen sie ausgesetzt ist. Das aktuelle Projekt nimmt nun die Perspektive derer ein, die allgemein hin noch enger mit der Natur verbunden sind, als der Großteil der Menschen heute. Es ist praktisch eine logische Fortsetzung meines bisherigen Tuns. Nun richte ich meinen Blick nicht nur auf die Natur und Umwelt, sondern auf die Menschen, die darin leben.

Welches Ziel verfolgen Sie mit ihrer Arbeit und was treibt Sie an?

Ich hatte und habe das Privileg in meinem Leben viel reisen zu dürfen. Dies hat mir die Möglichkeit eröffnet, sehr viel von unserem wunderschönen Planeten erkunden zu können. Diese Erfahrung möchte ich in Form meiner Bilder und Berichte an andere weitergeben. Das Feuer meiner eigenen Begeisterung für die Schönheit und Vielfalt intakter Natur und deren Bewohner möchte ich mit meiner Arbeit bei möglichst vielen Menschen ebenfalls entfachen - sei es mit meiner Fotografie, bei meinen Live-Reportagen oder in meinen Büchern. Denn nur was wir lieben und was uns gegenwärtig ist, das sind wir auch bereit zu schützen.

Sie haben für dieses Projekt 13 Reisen unternommen und haben 22 indigene Volksgruppen besucht. Nach welchen Kriterien haben Sie ihre Auswahl getroffen?

Ich hatte zwei Ansätze. Zum einen wollte ich die ungeheure Anpassungsfähigkeit des Menschen darstellen, deshalb habe ich vier unterschiedliche Lebensräume ausgewählt: Wald, Grasland, Wasser und Eis. Dafür war ich in Afrika, in Asien, am Nordpolarkreis und in Südamerika unterwegs. Ich versprach mir davon eine ungeheure Fülle an spannenden Geschichten und Motiven, denn das Leben im heißen Tropenwald erfordert natürlich ganz andere Fähigkeiten als das Überleben bei 50 Grad unter Null im arktischen Norden der Erde. Außerdem wollte ich kulturelle Besonderheiten dokumentieren wie die Gesichtstätowierungen der Chin Frauen in Myanmar.

Wie war es Ihnen möglich, die Menschen vor Ort kennenzulernen?

Jede Begegnung verläuft anders und folgt doch einem gewissen Protokoll. Es macht natürlich einen großen Unterschied, ob man zu Menschen reist, die an Touristen gewohnt sind, oder Dörfer besucht, die eher weniger Kontakt mit Besuchern aus anderen Kulturkreisen haben. Grundsätzlich habe ich immer einen einheimischen Guide bei mir, der mit den korrekten Verhaltensweisen innerhalb der besuchenden Gemeinschaften vertraut ist, und natürlich auch deren Sprache spricht. Wo es möglich war, sind wir über einen Zeitraum von mehreren Tagen in den Dörfern und Gemeinschaften geblieben. Dabei haben wir immer versucht, den nötigen Ausgleich zu suchen zwischen nah genug für unsere Dokumentation und respektvoller Distanz, um nicht aufdringlich zu sein.

Einige Destinationen haben Sie nicht zum ersten Mal besucht, sondern waren dort schon früher unterwegs. Wie haben Sie es erlebt, dorthin zurückzukehren? Was hat sich verändert?

Ich habe das Projekt mit dem südlichen Afrika begonnen, weil es mir von meiner ersten Afrikareise Anfang der neunziger Jahre - damals noch als junger Fotograf - vertraut war. Da bisher ja eher Landschaften und Tiere mein fotografisches Metier waren, hatte ich durchaus Respekt vor der Herausforderung, mich nun drei Jahre lang mit Menschen zu beschäftigen. Da tat es gut, nicht mit etwas gänzlich Unbekanntem zu beginnen, und so habe ich die San und Himba besucht. Schon diese erste Reise hat gezeigt, was sich dann wie ein roter Faden durch die gesamte Arbeit gezogen hat: Die Welt ist in einem rasanten Wandel, und kaum etwas bleibt wie es ist. Die Kultur der San findet praktisch nur noch in Schaudörfern für Touristen statt, und die Himba kämpfen im nördlichen Namibia um das Überleben ihrer Rinder, weil es im Mittel in dieser sowieso schon trockenen, ariden Gegend immer weniger regnet.

Gab es indigene Gemeinschaften, die Sie besonders beeindruckt haben?

Beeindruckt war ich eigentlich von allen Besuchen. Der Großteil dieser Menschen lebt unter Bedingungen, die für uns, mit unserem westlichen Lebensstil, kaum erträglich wären. Sei es wegen des Mangels an sauberem Wasser oder einer ausgewogenen Ernährung, extremen Umweltbedingungen wie Hitze oder Kälte, oder dem Fehlen von praktisch jeglicher Bequemlichkeit. Zwei Beispiele kann ich aber nennen, die ich besonders beachtenswert fand: Die Volksgruppe der Mundari lebt im Südsudan nur wenige Autostunden von der Hauptstadt Juba entfernt. Diese Weltregion kennt seit vielen Jahrzehnten nur den Zustand des bewaffneten Konflikts. Trotzdem ist die Gemeinschaft der Mundari bis heute in ihren sozialen und kulturellen Strukturen intakt. Sie leben in enger symbiotischer Verbindung mit ihren großhornigen Rindern, worüber sie auch ihre kulturelle Identität definieren.

Auch die Padaung, ein Bergvolk in Myanmar, sind mir stark in Erinnerung geblieben. Die Frauen tragen zeitlebens schwere Messingringe um ihren Hals, die ihre Schultern nach unten drücken, was den Hals länger wirken lässt. In Zeiten der Globalisierung verschwindet heute ein Großteil der kulturellen Eigenheiten mit rasanter Geschwindigkeit. Deshalb finde ich es umso erstaunlicher, dass gerade diese Tradition freiwillig weitergeführt wird. Auch heute noch tragen viele junge Mädchen stolz ihre im Laufe des Lebens zahlreicher werdenden Ringe um den Hals.

Welche persönlichen Begegnungen haben Sie besonders berührt?

Im Omo-Tal im Süden Äthiopiens werden massiv Industrieprojekte angeschoben. Landraub in großem Stil ermöglichen Zuckerrohrfelder riesigen Ausmaßes. Diese müssen bewässert werden, weshalb der Omofluss seit kurzem mit Staudämmen gezähmt wird. In diesem Gebiet gibt es eine ungeheure Vielfalt verschiedener Ethnien, die auf relativ kleiner Fläche zusammenleben. Eine davon ist die Gruppe der Dasanech. Die Existenz dieser Menschen ist stark durch die Staudämme bedroht. Die Regenzeit brachte jährliche Überschwemmungen, mit denen der Fluss wichtige Mineralien über ihre Felder gespült hat. Diese wird es in Zukunft nicht mehr geben, was praktisch die Lebensgrundlage der Dasanech zerstört. Immer öfter sieht man im Omo-Tal die weißen Zelte der Welthungerhilfe. Mit Almosen, auch noch in Plastik verpackt, versucht die westliche Welt etwas gutzumachen und zurückzugeben, was man den Menschen an anderer Stelle entreißt. „Wir brauchen eure Hilfe nicht! Wir benötigen nur das Wasser aus unserem Fluss.“ Dieser Satz einer Dasanech - schon fast in flehendem Ton ausgesprochen, als ich sie für mein Projekt interviewt habe - ist einer der Schlüsselmomente des gesamten Projektes für mich gewesen. Bringt er doch auf den Punkt, was ich an so vielen anderen Stellen der Erde auch beobachten konnte: Das Schicksal einiger vermeintlich Rückständiger wird einem Weltbild geopfert, in dem Profit und ein möglichst rasches Angleichen an westliche Vorstellungen einer modernen Lebensweise oberste Priorität haben.

Sie arbeiten auf ihren Reisen immer wieder unter erschwerten Bedingungen. Welchen Herausforderungen waren Sie auf den Reisen für ihr neues Fotoprojekt mitunter ausgesetzt?

Nicht selten war die Logistik vor dem jeweiligen Start eine große Herausforderung. Eine Reise in den Südsudan erschien trotz endloser Recherchen jahrelang als völlig unmöglich. Durch Zufall und Glück habe ich schließlich doch noch die richtigen Leute gefunden, die unter hohem Aufwand das scheinbar Unmögliche wahr machen konnten. Auch für meinen Besuch bei den Rentiernomaden der Tschuktschen war der schwierigste Teil eindeutig die Zeit vor dem Aufbruch. Es erwies sich als ungeheuer aufwendig, überhaupt eine Erlaubnis für eine Exkursion in Russlands nordöstlichste Region zu bekommen. Einmal stand ich praktisch schon mit gepackten Sachen an der Haustür, als die Nachricht kam, dass der Geheimdienst unsere Genehmigung zurückgezogen hat. Die genauen Hintergründe kenne ich bis heute nicht. Ich weiß nur, dass sich trotz der Enttäuschung die Mühen gelohnt haben, denn drei Monate später hat es bei einem erneuten Versuch dann geklappt.

Mit einer guten Planung und einem zuverlässigen Team kann man heute eigentlich relativ sicher fast jeden Winkel der Erde bereisen. Aber natürlich kann einem dabei Unvorhergesehenes immer widerfahren. Geschwächt durch einen Infekt, dachte ich bei der Besteigung eines Bergzuges im Südsudan ich müsse verdursten, weil sich das dortige Wasser als ungenießbar erwies. Aber auch wenn es für mich zuweilen an meine körperlichen Grenzen ging, zumeist wegen großer Hitze, hat doch alles immer recht gut geklappt. Auch die Wurmeier, die sich in meinen Füßen eingenistet hatten, waren in Deutschland schnell wieder herausgeschnitten.

Was hat Sie aus fotografischer Sicht an ihrem Vorhaben, indigene Kulturen zu portraituren, am meisten gereizt?

Ich habe in den dreißig Jahren als Fotograf hart daran gearbeitet, einen eigenen künstlerischen Stil zu entwickeln, mit dem ich hoffe, dass er viele Menschen anspricht. Diese Entwicklung ist nie zu Ende und ich versuche für diese Darstellungsweise auch immer neue Motive zu finden. So habe ich mich vor einigen Jahren überwunden und mit dem Tauchen begonnen, um die Welt unter Wasser für mich und meinen Fotostil zu öffnen. Das hat geklappt. Ähnlich war es nun mit den indigenen Gemeinschaften. Wäre es mir möglich, diese Menschen mit meiner Art zu fotografieren? Am wichtigsten war mir dabei, die Schönheit und Würde eines jeden Einzelnen zu zeigen. Ich habe versucht herauszuarbeiten, was sie einzigartig macht. Alles, was auf meinen Fotos zu sehen ist, ist noch Realität. Das Wissen und die traditionellen Fähigkeiten, die ich abgebildet habe, sind noch da. In seltenen Fällen wurde ein Kleidungsstück für eine Aufnahme übergezogen oder wurden Fähigkeiten gezielt aufgeführt, weil sie im Alltag kaum noch Verwendung finden. Die Phase des Übergangs in die Moderne ist in vollem Gang. In zehn Jahren werden viele dieser Motive so nicht mehr möglich sein. Die neue Welt lässt Rituale und Tänze langweilig, Werkzeuge und Fertigkeiten überflüssig werden und Schönheitsideale wandeln. Als ich das Projekt begonnen habe, war mir bewusst, dass es in mancherlei Hinsicht ein Wettlauf mit der Zeit sein würde. Ich bin sehr glücklich, dass ich diesen Blick in Geschichte der Menschheit noch werfen dürfen.

Sie arbeiten seit vielen Jahren in enger Partnerschaft und als Referent für die Umweltschutzorganisation Greenpeace. Wie kam es dazu - und warum ist das Fotoprojekt auch für Greenpeace relevant?

Die Zusammenarbeit mit Greenpeace war eine ganz bewusste Entscheidung, die ich vor sechzehn Jahren getroffen habe. Ich war an einem Punkt angelangt, an dem ich es nicht mehr verantworten konnte, nur zum Selbstzweck unterwegs zu sein. Es fühlte sich einfach nicht mehr richtig an, den Leuten mit schönen Bildern eine vermeintlich heile Welt zu präsentieren. Niemand, der heute mit offenen Augen durch die Welt reist, kann entgehen, welchen Problemen die Erde ausge-

setzt ist. Die gewaltfreien Aktionen von Greenpeace haben mich schon von Kindheit an fasziniert. Deren Ansatz, mit zivilem Ungehorsam gegen Unrecht an Mensch und Natur vorzugehen, erschien mir schon immer als richtiges Werkzeug, die Welt tatsächlich zum Besseren zu verändern. Ich wollte mein fotografisches Können deshalb in den Dienst der Erhaltung der Natur stellen. Mit tollen Fotos die Herzen der Menschen zu erreichen, und mit ehrlichen Geschichten auf die Probleme und auf die Erhaltungswürdigkeit einzigartiger Lebensräume hinzuweisen, ist seitdem meine Aufgabe bei Greenpeace. Mir geht es bei dieser Arbeit hauptsächlich darum, die globalen Zusammenhänge aufzuzeigen und klar zu machen, warum es im übertragenen Sinne eben doch wichtig sein kann, wenn in China der symbolische Sack Reis umfällt. Oft sind ja die kleinen Geschichten ein Spiegelbild des großen Ganzen. Deshalb ist auch das aktuelle Projekt über die indigenen Völker für Greenpeace relevant. Viele der Indigenen, die ich portraitiert habe, haben lange im Einklang mit der Natur gelebt, über Generationen waren sie fester Bestandteil intakter Ökosysteme. Heute sind die Gesellschaften im Wandel begriffen: ihre Lebensräume werden massiv bedroht durch Abholzung, Überfischung, Staudämme, die Suche nach Öl, Gas und anderen Rohstoffen und die weltweite Intensivierung der Landwirtschaft. Hinzu kommen die immer schwerer wiegenden Auswirkungen des Klimawandels. Mit meiner Arbeit versuche ich den bedrohten Gemeinschaften eine Stimme zu geben, weil sie viel zu oft ungehört bleiben. Ich hoffe, dass meine Bilder und Geschichten die Besucher meiner Vorträge zum Nachdenken darüber anregen, auf welche Art und Weise und mit welchen Werten wir in Zukunft eben wollen.

Welche konkreten Umwelt- und Klimaprobleme konnten Sie auf ihren Reisen für „An den Rändern der Welt“ beobachten?

Das Problem mit den Problemen ist, dass wir sie zu oft losgelöst einzeln betrachten, und häufig nicht nach ganzheitlichen Lösungen suchen. Jeder kann heute in den Medien wahrnehmen, dass wir die Regenwälder in Besorgnis erregendem Ausmaß vernichten, dass wir unsere Savannen in Agrarwüsten umwandeln, Tierarten mit der Wilderei an die Ausrottung treiben, unsere Ozeane überfischen und mit Plastik zumüllen. Genauso verschwinden durch den Einsatz von Pestiziden die Insekten, was verheerende Auswirkungen auf unsere Nahrungsmittelversorgung haben wird. Das ist nur eine kleine Auswahl an Fehlentwicklungen. Über ihnen schwebt zusätzlich die Verschiebung des Klimas, was so ziemlich alles verändert. Der Klimawandel ist am Ende nichts anderes als das Ergebnis der maßlosen Übernutzung der natürlichen Ressourcen unserer Erde. Er verschlimmert die Vorgänge mit beängstigender Geschwindigkeit.

Gerade an den vermeintlichen „Rändern der Welt“ habe ich diese Entwicklungen immer wieder vor Augen gehabt. Als wir im Norden Russlands waren, ist das arktische Packeis sechs Wochen früher aufgebrochen als üblich. In vielen Teilen Afrikas leiden die Menschen an Dürrekatastrophen, weil es immer weniger regnet. Ich habe im Südsudan für ganz kurze Zeit persönlich erlebt, was es bedeutet, keinen Zugang zu gutem Trinkwasser zu haben. Es war ein echter Alptraum, aus dem ich erwachen durfte, aber Millionen Menschen eben nicht. Das sind die potentiellen Flüchtlingsströme von morgen. Auch in Brasilien ändert sich das Klima schon wahrnehmbar. Durch die deaströse Vernichtung des Amazonas regnet es immer weniger, dazu versiegen Quellen. Der Wald verliert seine Fähigkeit Kohlenstoff zu absorbieren, was letztendlich Auswirkungen auf das globale Klima haben wird. Als ich in den Randbereichen des Amazonas unterwegs war, haben in Brasilien über 200.000 Feuer gebrannt, meistens durch Menschenhand gelegt. Nur, um noch mehr Weideland für Rinder und an Anbaufläche für Soja zu gelangen. Inzwischen gibt es auch immer weniger wirklich unberührte Wildnis. In Äthiopien zum Beispiel ist der Bevölkerungsdruck so groß, dass in den meisten Nationalparks inzwischen zehntausende Menschen leben. All diese Probleme sind nur zu lösen, wenn wir uns an den Kern der Sache wagen. Die komplette Abkehr von fossilen Brennstoffen, und zwar zügig! Dazu brauchen wir eine neue Wirtschaftsordnung, die nicht auf endlosem Wachstum basiert, und nur durch immer mehr Konsum am Leben gehalten werden

kann. Wir haben nun mal nur diesen einen Planeten, und der muss in Zukunft bis zu 12 Milliarden Menschen ernähren. Das kann er nur schaffen, wenn wir aufhören, ihn kaputt zu machen.

Für Ihr Projekt haben Sie den Titel „An den Rändern der Welt“ gewählt, den Bildband betiteln Sie mit LOST. Inwiefern spiegeln die Überschriften Ihre Beobachtungen wieder?

Im Laufe des Projekts und meiner Reisen habe ich gemerkt, dass wir der Gefahr eines immensen Verlusts entgegensteuern. Zum einen natürlich dem Verlust einzigartiger Lebensräume, indem wir unsere Natur ausbeuten und ihr keinen Raum mehr lassen. Zum anderen einem Verlust von Lebensweisen. Natürlich unterliegen Kulturen immer einem Wandel und verändern sich stetig, so auch die Menschen, die ich besucht habe, die noch viel stärker mit der Natur verbunden sind, als wir uns das oft vorstellen können. Doch die Dynamik, das Tempo und die Art und Weise, in der sich ihre Lebensweisen durch unser Eingreifen und Handeln verändern (müssen), war vermutlich noch nie so hoch wie jetzt. Unsere kapitalistische Denke, Landraub, die Ressourcenverschwendung der westlichen Welt – das alles hat insbesondere dort einen Einfluss, wo man selten hinschaut, wo Menschen bis heute anders leben und vielleicht eher am Rande der jeweiligen Gesellschaften. Dass sich ihre Lebensweise verändern wird, ist ein natürlicher und stetiger Prozess. Die Frage ist nur, wodurch dieser Prozess vorangetrieben wird. Wenn wir nicht aufpassen, drohen ihre Lebensformen schneller verloren zu gehen, als wir sie uns ins Gedächtnis der Menschheit schreiben können.

Mich hat die fotografische Arbeit mit den Indigenen noch einmal zutiefst in meiner Meinung bestärkt, dass der einzig gangbare Weg in die Zukunft für uns alle ein Weg in nachhaltigere Gesellschaftsformen sein muss.